

Handlung, Kommunikation, Bedeutung

Herausgegeben von
Georg Meggle

Mit einem Anhang
zur Taschenbuchausgabe 1993



Suhrkamp

H. Paul Grice Logik und Konversation

Es ist ein Gemeinplatz der philosophischen Logik, daß es, anscheinend, Bedeutungsunterschiede zwischen den von mir im folgenden so genannten *formalen* Mitteln – \neg , \wedge , \vee , \supset , \wedge , \forall , \exists (in ihrer üblichen zweiwertigen Interpretation) – einerseits und ihren mutmaßlichen Entsprechungen oder Gegenstücken in der natürlichen Sprache andererseits gibt: solchen Ausdrücken wie »nicht«, »und«, »oder«, »falls«, »alle«, »einige« (oder »wenigstens ein«) und »der«. Mancher Logiker war vielleicht gelegentlich gewillt, die Ansicht zu vertreten, in Wahrheit gebe es solche Unterschiede nicht; aber wo diese Ansicht überhaupt einmal vertreten würde, geschah das ein bißchen vorlaut, und wer im Geruch stand, dies zu tun, sah sich einer recht ruppigen Behandlung unterworfen.

Wer das Bestehen solcher Unterschiede einräumt, hängt im wesentlichen der einen oder der andern zweier rivalisierender Gruppen an, die ich für die Zwecke dieses Artikels als die formalistische bzw. die informalistische Gruppe bezeichnen werde. Eine nicht uncharakteristische formalistische Position läßt sich so umreißen: Insofern Logiker es mit der Formulierung sehr allgemeiner Muster gültigen Schließens zu tun haben, besitzen die formalen Mittel einen entscheidenden Vorzug vor ihren natürlichen Gegenstücken. Denn mit den formalen Mitteln läßt sich ein System sehr allgemeiner Formeln entwickeln, von denen sich beträchtlich viele als Schlußschemata auffassen lassen (oder mit ihnen eng zusammenhängen), deren Ausdruck einige oder alle Mittel umfaßt. Solch ein System mag aus einer gewissen Menge einfacher Formeln – die akzeptabel sein müssen, wenn die Mittel die ihnen zugeordnete Bedeutung haben – und aus unbestimmt vielen weiteren Formeln bestehen, von denen viele weniger offensichtlich akzeptabel sind. Jede dieser letzteren Formeln läßt sich allerdings unter der Voraussetzung als akzeptabel erweisen, daß die Elemente der ursprünglichen Menge es sind. Somit können wir mit Schlußschemata zu Rande kommen, die – was ihre Akzeptabilität angeht – fragwürdig sind. Manchmal können wir ein Entscheidungsverfahren anwenden, dann ist das ganze sogar noch besser. Weiterhin ist es

von einem philosophischen Standpunkt aus als Unvollkommenheit natürlicher Sprachen zu betrachten, daß deren Gegenstände Bedeutungsbestandteile enthalten, die sich bei den entsprechenden formalen Mitteln nicht finden; solche Bestandteile sind unerwünschte Auswüchse. Denn dieser Bestandteile wegen können die Begriffe, in denen sie vorkommen, nicht präzise/klar definiert werden, und zumindest einigen Feststellungen mit ihnen kann unter gewissen Umständen kein Wahrheitswert mit Bestimmtheit zugeordnet werden. Nicht nur an der Unbestimmtheit dieser Begriffe selbst ist Anstoß zu nehmen, sondern auch daran, daß durch sie der Metaphysik Tür und Tor geöffnet wird – wir können nicht sicher sein, daß keiner dieser Begriffe der natürlichen Sprache metaphysisch ‚belastet‘ ist. Aus diesen Gründen kann man die Ausdrücke – so, wie sie in der natürlichen Rede verwandt werden – nicht als endgültig akzeptabel betrachten; am Ende könnten sie sich sogar als nicht vollkommen verständlich herausstellen. Das angemessene Vorgehen besteht darin, mit den formalen Mitteln eine ideale Sprache zu konzipieren, deren Sätze klar, mit eindeutigem Wahrheitswert und garantierbar frei von metaphysischen Implikationen sind – und mit ihrer Konstruktion zu beginnen. Die Grundlagen der Wissenschaft werden dann philosophisch sicher sein, weil die Aussagen des Wissenschaftlers sich in dieser idealen Sprache ausdrücken lassen, auch wenn sie de facto nicht unbedingt in ihr ausgedrückt werden. (Ich will nicht behaupten, alle Formalisten würden alles akzeptieren, was ich hier skizzenhaft ausgeführt habe, aber alle würden wohl zumindest einen Teil davon akzeptieren.)

Darauf könnte ein Informalist folgendermaßen antworten. Die philosophische Forderung nach einer idealen Sprache beruht auf gewissen Annahmen, die man nicht hinnehmen sollte. Es sind dies: Die Elle, nach der die Adäquatheit einer Sprache vornehmlich zu messen ist, ist ihre Eignung, den Bedürfnissen der Wissenschaft zu dienen; solange für einen Ausdruck keine Explikation oder Bedeutungsanalyse vorliegt, ist nicht gewährleistet, daß er vollkommen verständlich ist; und jede Explikation bzw. Analyse muß die Form einer präzisen Definition haben, mit der eine logische Äquivalenz ausgedrückt/behauptet wird. – Sprache dient vielen wichtigen Zwecken neben denen der wissenschaftlichen Untersuchung; wir können sehr wohl wissen, welche Bedeutung ein Ausdruck hat

(und somit a fortiori, daß er verständlich ist), ohne seine Analyse zu kennen, und eine Analyse mag (und wird gewöhnlich) in Form von möglichst weitgehend verallgemeinerten Bedingungen angegeben werden, die für oder gegen die Anwendbarkeit des analysierten Begriffs sprechen. Darüber hinaus: obwohl es zweifelsohne wahr ist, daß die formalen Mittel der systematischen Behandlung durch den Logiker besonders zugänglich sind, ändert das doch nichts daran, daß es sehr viele in natürlicher Sprache – und nicht mit diesen Mitteln – ausgedrückte Schlüsse und Argumentationen gibt, die nichtsdestoweniger erkennbar gültig sind. Demnach muß für eine unvereinfachte – und mithin mehr oder weniger unsystematische – Logik der natürlichen Gegenstände dieser Mittel ein Platz da sein; diese Logik mag von der vereinfachten Logik der formalen Mittel unterstützt und geleitet werden, aber sie kann nicht durch diese ersetzt werden. Ja, diese beiden Logiken unterscheiden sich nicht nur voneinander, sondern geraten auch manchmal miteinander in Konflikt; Regeln, die für ein formales Mittel gelten, gelten möglicherweise nicht für sein natürliches Gegenstück.

Was nun die allgemeine Frage nach dem Platz der Erneuerung natürlicher Sprache in der Philosophie angeht, so werde ich, in diesem Artikel, nichts dazu zu sagen haben. Ich werde mich auf das am Disput beschränken, was mit den vermeintlichen Unterschieden zu tun hat, die eingangs erwähnt worden sind. Zudem habe ich nicht vor, mich zugunsten der einen oder andern Seite in den Streit einzumischen. Vielmehr möchte ich die Ansicht vertreten, daß die den beiden Seiten gemeinsame Annahme, es gebe diese Unterschiede tatsächlich, (grob gesprochen) ein gemeinsamer Fehler ist, der daher rührt, daß dem Wesen und der Wichtigkeit derjenigen Bedingungen nicht hinreichend Beachtung geschenkt wird, die Konversation regeln. Ich werde daher sofort mit einer Untersuchung der allgemeinen Bedingungen fortfahren, die – in der einen oder anderen Weise – auf Konversation als solche, unabhängig von ihrem Gegenstand, zutreffen.

Implikatur

Angenommen, A und B unterhalten sich über einen gemeinsamen Freund, C, der jetzt in einer Bank arbeitet. A fragt B, wie es C bei

seinem Job so geht, und B antwortet »Oh, ganz gut, nehme ich an; er mag seine Kollegen und ist bislang noch nicht ins Gefängnis gekommen«. Hier mag A nun wohl wissen wollen, was B damit zu verstehen geben wollte, was er damit angedeutet hat oder auch, was er damit gemeint hat, daß er sagte, C sei bislang noch nicht ins Gefängnis gekommen. Als Antwort könnten lauter solche Sachen kommen wie: C ist der Typ, der nicht gut der Verlockung widerstehen kann, die seine Beschäftigung mit sich bringt; Cs Kollegen sind wirklich sehr unangenehme und heimtückische Leute; und so weiter. Es könnte natürlich für A völlig unnötig sein, dies von B wissen zu wollen – wenn die Antwort darauf in diesem Zusammenhang im voraus klar ist. Es ist wohl klar, daß das, was B in diesem Beispiel zu verstehen gegeben, angedeutet, gemeint hat usw., etwas anderes ist als das, was er gesagt hat – das war ja einfach, daß C bislang noch nicht ins Gefängnis gekommen ist. Ich möchte, als Kunstbegriffe, das Verbum »implizieren« und die damit verwandten Nomina »Implikatur« (vgl. »imply« [andeuten]) und »Implikat« (vgl. »what is implied« [das Angedeutete]) einführen.* Der Witz dieses Manövers ist es zu umgehen, daß jedesmal zwischen diesem oder jenem Mitglied der Familie von Verben gewählt werden muß, für die »implizieren« allgemeine Zuständigkeit übernehmen soll. Zumindest fürs erste werde ich in beträchtlichem Maß ein intuitives Verständnis der Bedeutung von »sagen« in solchen Kontexten voraussetzen und auch, daß einzelne Verben sich als Mitglieder der Familie erkennen lassen, mit der »implizieren« in Zusammenhang gebracht wurde. Allerdings kann ich ein oder zwei Bemerkungen machen, die vielleicht zur Klärung der problematischeren dieser beiden Annahmen – und zwar der, die mit der Bedeutung des Wortes »sagen« zusammenhängt – beiträgt.

Wie ich das Wort »sagen« hier benutze, soll das, was jemand gesagt hat, in enger Beziehung zur konventionalen Bedeutung der von ihm geäußerten Worte (des geäußerten Satzes) stehen. Angenommen, jemand hat den Satz »Er kommt von dem Laster nicht los« geäußert. Mit Kenntnis des Deutschen, aber ohne Kenntnis der Äußerungsumstände wüßte man – unter der Annahme, daß er gewöhnliches Deutsch und wörtlich gesprochen hat – etwas dar-

* Vgl. hierzu die im Vorwort enthaltenen Bemerkungen zur Terminologie (Anm. d. Hrsg.).

über, was der Sprecher gesagt hat. Man wüßte, daß er über eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Tier männlichen Geschlechts x gesagt hat, daß zum Zeitpunkt der Äußerung (gleichgültig, wann das war) entweder (1) x unfähig war, sich selbst von einem schlechten Charakterzug zu befreien, oder (2) an einem Beförderungsmittel einer gewissen Art festhing (natürlich nur so in etwa dargestellt).¹ Um jedoch ganz und gar zu bestimmen, was der Sprecher gesagt hat, müßte man (a) die Identität von x, (b) den Zeitpunkt der Äußerung und (c) die bei dieser bestimmten Äußerungsgelegenheit vorliegende Bedeutung der Wendung »von dem Laster nicht loskommen« [eine Entscheidung zwischen (1) und (2)] kennen. Diese kurze Andeutung über meine Verwendung von »sagen« läßt offen, ob jemand, der (heute) sagt »Harold Wilson ist ein großer Mann«, dasselbe gesagt hat wie einer, der (ebenfalls heute) sagt »Der britische Premierminister ist ein großer Mann« – vorausgesetzt, beide wüßten, daß die beiden singulären Terme dieselbe Referenz haben. Wie die Entscheidung in dieser Frage aber auch immer ausfallen mag, der von mir sogleich bereitgestellte Apparat wird beliebigen Implikaturen gerecht werden können, für die es etwas ausmachen könnte, ob der eine – und nicht der andere – singuläre Term im geäußerten Satz vorkommt. Solche Implikaturen würden bloß zu verschiedenen Maximen in Beziehung stehen.

In manchen Fällen wird die konventionale Bedeutung der verwandten Worte bestimmen, was impliziert ist, und nicht nur helfen zu bestimmen, was gesagt worden ist. Wenn ich (selbstgefällig) sage »Er ist ein Engländer; er ist mithin tapfer«, so habe ich mich – kraft der Bedeutung meiner Worte – darauf festgelegt, daß seine Tapferkeit eine Konsequenz dessen ist (daraus folgt), daß er

¹ Der Klammerzusatz gilt erst recht für die Übersetzung hier. Der geneigte Leser möge über diese Passage mit einem Augenzwinkern hinweggehen. Zum einen läßt sich dem hier als Übersetzung gewählten Beispielsatz nicht entnehmen, daß es in ihm um ein Lebewesen männlichen Geschlechts geht. (Anders als mit dem englischen »he« läßt sich ja mit dem deutschen »er« über Gott und die Welt reden – solange nur ein entsprechendes Maskulinum vorausging.) Und außerdem hat der Satz noch mehr Lesarten als die beiden hier angedeuteten. – Der Kompromiß zwischen einer Übersetzung, die möglichst eng an den mehrfachen Wortsinn des Originals sich hält, und einer, die auch in den Einzelheiten dessen Wahrheit bewahrt, scheint mir in Fällen wie diesem auch mit Fleiß nicht vermeidbar. (Anm. d. Übers.)

ein Engländer ist. Aber während ich gesagt habe, er sei ein Engländer, und gesagt habe, er sei tapfer, möchte ich nicht sagen, ich hätte (im bevorzugten Sinn) *gesagt*, seine Tapferkeit folge daraus, daß er Engländer ist – obwohl ich dies sicherlich angedeutet und somit impliziert habe. Ich möchte nicht sagen, meine Äußerung dieses Satzes wäre, *strenggenommen*, falsch, falls die fragliche Folgerung nicht gelten sollte. Mithin sind *einige* Implikaturen konventional, anders als diejenige, mit der ich diese Erörterung über Implikaturen begonnen habe.

Eine gewisse Teilklasse der nicht-konventionalen Implikaturen, die ich *konversationale* Implikaturen nennen werde, möchte ich als mit gewissen allgemeinen Diskursmerkmalen wesentlich verknüpft darstellen; somit werde ich als nächstes versuchen zu sagen, was für Merkmale das sind.

Das Folgende mag eine erste Annäherung an ein allgemeines Prinzip abgeben. Unsere Gespräche² bestehen normalerweise nicht aus einer Abfolge unzusammenhängender Bemerkungen, und wären so auch nicht rational. Sie sind kennzeichnenderweise, wenigstens bis zu einem gewissen Maß, kooperative Bemühungen; und jeder Teilnehmer erkennt bis zu einem gewissen Grad in ihnen einen gemeinsamen Zweck (bzw. mehrere davon) oder zumindest eine wechselseitig akzeptierte Richtung an. Zweck oder Richtung können von Beginn an festgelegt sein (z. B. durch einen Vorschlag einer zu erörternden Frage) oder sich während des Gesprächs herausbilden; sie können ziemlich bestimmt sein oder so unbestimmt, daß sie den Teilnehmern ganz beträchtlichen Spielraum lassen (wie bei zwangloser Konversation). Aber an jedem Punkt wären *einige* Züge im Gespräch als konversational unpassend ausgeschlossen. Wir könnten demnach ganz grob ein allgemeines Prinzip formulieren, dessen Beachtung (*ceteris paribus*) von allen Teilnehmern erwartet wird, und zwar: *Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird.* Dies könnte man mit dem Etikett *Kooperationsprinzip* versehen.

² »Gespräch« ist hier und im folgenden öfters auch als Übersetzung von Grices Wendung »talk exchange« genommen worden. Entsprechend möge der Leser berücksichtigen, daß unter einem Gespräch hier jede Form von Interaktion mit Sprachverwendung zu verstehen ist. (Anm. d. Übers.)

Unter der Annahme, daß irgend ein allgemeines Prinzip wie dies akzeptabel ist, kann man vielleicht vier Kategorien unterscheiden, unter deren eine oder andere gewisse speziellere Maximen und Untermaximen fallen. Die folgenden darunter werden, im allgemeinen, zu Ergebnissen führen, die im Einklang mit dem Kooperationsprinzip stehen. In Anlehnung an Kant nenne ich diese Kategorien Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Die Kategorie der *Quantität* steht in Beziehung zur Quantität der zugebenden Information, und unter sie fallen die folgenden Maximen:

1. *Mache deinen Beitrag so informativ wie (für die gegebenen Gesprächszwecke) nötig.*
2. *Mache deinen Beitrag nicht informativer als nötig.*

(Über die zweite Maxime läßt sich streiten; es könnte gesagt werden, Überinformativität sei keine Überschreitung des KP, sondern bloß Zeitvergeudung. Darauf ließe sich allerdings entgegen, daß solcherlei Überinformativität insofern verwirrend sein kann, als sie gerne dazu führt, daß Nebenthemen aufgeworfen werden; und es kann auch den indirekten Effekt geben, daß die Hörer dadurch in die Irre geführt werden können, daß sie denken, mit der Übermittlung der überschüssigen Information *habe es irgendetwas Bestimmtes auf sich*. Wie dem auch sei, vielleicht gibt es einen anderen Grund, die Hinzunahme dieser zweiten Maxime in Zweifel zu ziehen – eine spätere Maxime, die mit Relevanz zu tun hat, erreicht nämlich dasselbe.)

Unter die Kategorie der *Qualität* fällt eine Obermaxime – »*Ver suche deinen Beitrag so zu machen, daß er wahr ist*« – und zwei speziellere Maximen:

1. *Sage nichts, was du für falsch hältst.*
2. *Sage nichts, wofür dir angemessene Gründe fehlen.*

Unter die Kategorie der *Relation* setze ich eine einzige Maxime, und zwar: »*Sei relevant*«. Die Maxime selbst ist zwar kurz und prägnant, aber ihre Formulierung verdeckt eine Menge von Problemen, die mich ganz schön plagen: Was für verschiedene Arten und Brennpunkte der Relevanz es geben kann; wie sie sich im Verlauf eines Gesprächs verschieben; wie dem Umstand Rechnung zu tragen ist, daß der Gesprächsgegenstand zu Recht geändert wird; und so weiter. Die Behandlung solcher Fragen finde ich

überaus schwierig, und ich hoffe, in einer späteren Arbeit auf sie zurückzukommen.

Die Kategorie der *Modalität* schließlich bezieht sich nach meinem Verständnis nicht (wie die vorausgegangenen Kategorien) darauf, was gesagt wird, sondern darauf, *wie* das, was gesagt wird, zu sagen ist. Unter sie nehme ich die Obermaxime – »Sei klar« – und verschiedene Maximen wie:

1. Vermeide Dunkelheit des Ausdrucks.
2. Vermeide Mehrdeutigkeit.
3. Sei kurz (vermeide unnötige Weitschweifigkeit).
4. Der Reihe nach!

Und möglicherweise braucht man noch andere.

Offensichtlich ist die Beachtung einiger dieser Maximen weniger dringend als die Beachtung anderer; wer sich übermäßig weitschweifig ausdrückt, wird im allgemeinen milderer Kritik ausgesetzt sein als jemand, der etwas sagt, das er für falsch hält. Ja, man könnte den Eindruck haben, zumindest die erste Maxime der Qualität sei von solcher Wichtigkeit, daß sie gar nicht in so ein System gehört, wie ich es gerade entwickle; andere Maximen kommen ja nur unter der Annahme zur Anwendung, daß dieser Maxime der Qualität genügt wird. Das ist zwar richtig, aber soweit es um die Entstehung von Implikaturen geht, spielt sie anscheinend keine völlig andere Rolle als die anderen Maximen, und zumindest für den Augenblick ist es wohl passend, sie als zur Liste der Maximen gehörig zu betrachten.

Natürlich gibt es alle möglichen anderen Maximen (ästhetischer, gesellschaftlicher oder moralischer Natur), wie etwa »Sei höflich«, die von den Gesprächsteilnehmern normalerweise ebenfalls beachtet werden, und auch die können nicht-konventionale Implikaturen erzeugen. Gleichwohl stehen die Konversationsmaximen und die mit ihnen zusammenhängenden Implikaturen (wie ich hoffe) in besonderer Beziehung zu den besonderen Zwecken, für welche Rede (und mithin, Gespräch) geeignet ist und deretwegen sie vornehmlich statthat. Ich habe meine Maximen hier so formuliert, als bestünde dieser Zweck in maximal effektivem Informationsaustausch; diese Kennzeichnung ist natürlich zu eng, und das System gehört verallgemeinert, um so allgemeinen Zwecken wie der Beeinflussung oder Steuerung des Handelns anderer Rechnung zu tragen.

Wo es eines meiner erklärten Ziele ist, Rede als einen Spezialfall oder eine Spielart zweckhaften, ja rationalen Verhaltens zu sehen, mag es des Bemerkens wert sein, daß die spezifischen Erwartungen oder Annahmen im Zusammenhang mit zumindest einigen der obigen Maximen ihre Entsprechungen auch in der Sphäre solcher Interaktionen haben, die keine Gespräche sind. Ich führe ganz kurz für jede Konversationskategorie jeweils eine solche Entsprechung an.

1. *Quantität*. Wenn du mir dabei hilfst, einen Wagen zu reparieren, dann erwarte ich, daß du weder mehr noch weniger beiträgst, als erforderlich ist; wenn ich beispielsweise an einem bestimmten Punkt vier Schrauben brauche, dann erwarte ich von dir, daß du mir vier gibst, und nicht zwei oder sechs.

2. *Qualität*. Ich erwarte, daß du wirklich etwas beiträgst, und nicht bloß so tust. Wenn ich Zucker für den Kuchen brauche, bei dessen Zubereitung du mir hilfst, erwarte ich nicht, daß du mir Salz gibst; wenn ich einen Löffel brauche, erwarte ich keinen Tricklöffel aus Gummi.

3. *Relation*. Ich erwarte vom Beitrag des Partners, daß er dazu paßt, was an dem jeweiligen Punkt der Interaktion gerade vonnöten ist; wenn ich gerade die Zutaten für einen Kuchen verrühre, möchte ich kein gutes Buch und nicht einmal einen Topflappen gereicht bekommen (obwohl das zu einem späteren Zeitpunkt passend sein mag).

4. *Modalität*. Ich erwarte vom Partner, daß er klarmacht, was er beiträgt, und daß er es einigermaßen zügig tut.

Diese Analogien sind relevant für eine meines Erachtens fundamentale Frage bezüglich des KP und seiner Begleitmaximen: und zwar, welches die Grundlage der von uns offenbar gemachten Annahme ist – von der (wie ich hoffe, daß sich ergeben wird) ein großer Teil von Implikaturen abhängt –, daß Sprecher im allgemeinen (*ceteris paribus* und in Abwesenheit von Hinweisen aufs Gegenteil) in der von diesen Prinzipien vorgeschriebenen Weise vorgehen. Eine lahme, aber auf einer gewissen Ebene zweifellos adäquate, Antwort lautet: Es sei einfach ein wohlbekannter empirischer Sachverhalt, daß Menschen sich nun einmal so verhalten; das haben sie als Kinder so gelernt und diese Gewohnheit ist geblieben; und es würde ja auch ein gerüttelt Maß Anstrengung erfordern, von dieser Gewohnheit radikal abzugehen. Es ist bei-

spielsweise viel einfacher, die Wahrheit zu sagen, als Lügen zu erfinden.

Ich bin allerdings Rationalist genug, um eine Basis finden zu wollen, die alldem unterliegt – und seien dies auch noch so unbestreitbare Tatsachen. Ich würde die normale Konversationspraxis gerne nicht nur als etwas auffassen können, woran sich die meisten oder alle *de facto* halten, sondern als etwas, woran wir uns *vernünftigerweise* halten, was wir nicht aufgeben *sollten*. Eine Zeitlang war ich von der Idee angetan, die Beachtung des KP und der Maximen beim Gespräch lasse sich als eine quasi-vertragliche Sache auffassen, mit Parallelen außerhalb des Bereichs der Konversation. Wenn ich mich mit meinem Wagen herumplage, mit dem ich stekengeblieben bin, und du kommst vorbei, dann habe ich zweifelsohne eine gewisse Erwartung, daß du mir Hilfe anbietest, aber sobald du mit unter der Haube herumfummelst, werden meine Erwartungen stärker und nehmen spezifischere Formen an (vorausgesetzt, nichts deutet darauf hin, daß du von so etwas nichts verstehst und nur deine Nase mal hereinstecken willst). Und Gespräche schienen mir charakteristischerweise gewisse Merkmale aufzuweisen, die zusammengenommen kooperative Interaktion kennzeichnen:

1. Die Beteiligten haben irgendein gemeinsames unmittelbares Ziel, etwa einen Wagen zu reparieren; ihre weiterreichenden Ziele können natürlich voneinander unabhängig und sogar miteinander im Konflikt sein – es kann sein, daß jeder den Wagen nur deshalb repariert haben will, um wegzufahren und den andern aufgeschmissen zurückzulassen. Im typischen Gespräch gibt es ein gemeinsames Ziel sogar dann, wenn – wie bei einem Plausch am Gartenzaun – es eines zweiter Stufe ist, und zwar, daß beide Seiten sich für den Moment mit den gerade gegebenen konversationalen Interessen der jeweils anderen Seite identifizieren mögen.

2. Die Beiträge der Beteiligten sollen zueinander passen, sollen wechselseitig voneinander abhängen.

3. Es besteht so eine Art Einvernehmen (möglicherweise explizit, oft aber stillschweigend) darüber, daß – *ceteris paribus* – die Interaktion in angemessenem Stil fortgesetzt wird, bis beide Seiten damit einverstanden sind, daß sie beendet werden soll. Man haut nicht einfach ab oder fängt mit etwas anderem an.

Aber während irgendeine quasi-vertragliche Grundlage auf

einige Fälle zutreffen mag, gibt es doch allzu viele Gesprächsformen – wie Streiten und Briefeschreiben – auf die das nicht so recht paßt. Allemal hat man den Eindruck, daß Irrelevanz und Dunkelheit nicht vornehmlich zum Schaden der Zuhörerschaft, sondern zum Schaden des Sprechers selbst sind. Daher würde ich gern zeigen können, daß Beachtung des KP und der Maximen gemäß dem Folgenden vernünftig (rational) ist: Wem es um die für Konversation/Kommunikation zentralen Ziele geht (beispielsweise Information geben und empfangen, beeinflussen und von andern beeinflußt werden), dem muß – passende Umstände vorausgesetzt – ein Interesse daran unterstellt werden, an einem Gespräch teilzunehmen, das nur von Gewinn sein wird, falls es in allgemeiner Übereinstimmung mit dem KP und den Maximen verläuft. Ob man zu irgendeinem Ergebnis gelangen kann, ist mir unklar; jedenfalls bin ich ziemlich sicher, daß ich nicht dazu gelangen kann, solange ich mir nicht entschieden klarer darüber bin, was es mit der Relevanz und den Umständen, in denen sie erfordert ist, auf sich hat.

Es ist jetzt an der Zeit, die Verbindung zwischen dem KP und den Maximen auf der einen Seite und konversationaler Implikatur auf der andern zu zeigen.

Es kann auf verschiedene Weisen geschehen, daß ein an einem Gespräch Beteiligter eine Maxime nicht erfüllt; zu diesen Weisen gehören:

1. Er mag ganz still und undemonstrativ eine Maxime *verletzen*; er wird dann in manchen Fällen sehr leicht irreführen.

2. Er kann *aussteigen*, die Geltung sowohl der Maxime als auch des KP außer Kraft setzen; er kann sagen, darauf hinweisen oder es klar werden lassen, daß er nicht willens ist, in der von der Maxime erforderten Weise zu kooperieren. Er kann beispielsweise sagen »Mehr kann ich nicht sagen; meine Lippen sind versiegelt«.

3. Er mag vor einer *Kollision* stehen: Er mag beispielsweise nicht in der Lage sein, die erste Maxime der Quantität (Sei so informativ wie nötig) zu erfüllen, ohne die zweite Maxime der Qualität (Habe angemessene Belege für das, was du sagst) zu verletzen.

4. Er mag gegen eine Maxime *verstoßen*; d. h. es kann sein, daß er eine Maxime *flagrant* nicht erfüllt. Unter der Annahme, daß der Sprecher die Maxime erfüllen kann und dies auch, ohne (wegen

einer Kollision) eine andere Maxime zu verletzen, daß er zudem nicht aussteigt und – angesichts der Offensichtlichkeit seines Tuns – nicht irrezuführen versucht, steht der Hörer vor keinem allzu großen Problem: Wie kann der Umstand, daß er das sagt, was er sagt, mit der Annahme in Einklang gebracht werden, daß er das umfassende KP beachtet? Diese Situation läßt charakteristischerweise eine konversationale Implikatur zustande kommen; und wenn eine konversationale Implikatur in dieser Weise zustande kommt, werde ich sagen, eine Maxime sei *ausgebeutet* worden.

Ich bin nun in der Lage, den Begriff der konversationalen Implikatur zu charakterisieren. Angenommen, jemand hat dadurch, daß er (indem er, wenn er) p sagt (oder so tut, als sagte er es), impliziert, daß q. Unter folgenden *Voraussetzungen* kann man dann von ihm sagen, er habe konversational impliziert, daß q: (1) von ihm ist anzunehmen, daß er die Konversationsmaximen oder zumindest das Kooperationsprinzip beachtet; (2) die Annahme, daß er sich bewußt ist oder glaubt, daß q, ist nötig, um den Umstand, daß er sagt oder so tut, als sagte er, daß p (bzw. daß er es *auf genau diese Weise* – anscheinend – tut), mit der in (1) erwähnten Annahme in Übereinstimmung zu bringen; (3) der Sprecher glaubt (und würde vom Hörer erwarten, daß er glaubt, daß er – der Sprecher – glaubt), daß der Hörer in der Lage ist dahinterzukommen oder intuitiv zu erfassen, daß die in (2) erwähnte Annahme wirklich nötig ist. Man wende dies auf mein ursprüngliches Beispiel an, auf Bs Bemerkung, C sei bislang noch nicht ins Gefängnis gekommen. In einem geeigneten Rahmen könnte A sich folgende Gedanken machen: »(1) B hat offensichtlich die Maxime »Sei relevant« verletzt, mithin hat er wohl gegen eine der Maximen verstoßen, die zur Klarheit gehören; dennoch habe ich keinen Grund anzunehmen, daß er die Geltung des KP außer Kraft setzt; (2) angesichts der Umstände kann ich die Irrelevanz seines Beitrags dann, und nur dann, als bloß scheinbar auffassen, wenn ich annehme, daß er C für potentiell unredlich hält; (3) B weiß, daß ich es schaffen kann, durch Überlegung auf Schritt (2) zu kommen. Somit impliziert B, daß C potentiell unredlich ist.«

Es muß möglich sein, durch Überlegung dahinterzukommen, daß eine konversationale Implikatur vorliegt; denn auch wenn sie de facto intuitiv erfaßt werden kann, gilt sie (falls sie überhaupt vorliegt) nicht als *konversationale* Implikatur, solange die Intui-

tion nicht durch eine Argumentation ersetzt werden kann; sie wäre sonst eine *konventionale* Implikatur. Um durch Überlegung dahinterzukommen, daß eine bestimmte konversationale Implikatur vorliegt, wird der Hörer auf die folgenden Daten zurückgreifen: (1) die konventionale Bedeutung der verwendeten Worte samt ihrem jeweiligen Bezug; (2) das KP und seine Maximen; (3) den sprachlichen und sonstigen Kontext der Äußerung; (4) anderes Hintergrundwissen; und (5) die Tatsache (oder vermeintliche Tatsache), daß alles, was vom bisher Aufgeführten relevant ist, beiden Beteiligten verfügbar ist, und daß beide Beteiligte wissen oder annehmen, daß dem so ist. Ein allgemeines Schema für den Gedankengang, mit dem man hinter eine konversationale Implikatur kommt, könnte folgendermaßen angegeben werden: »Er hat gesagt, daß p; es gibt keinen Grund anzunehmen, daß er die Maximen oder zumindest das KP nicht beachtet; er könnte sie nicht beachten, falls er nicht dächte, daß q; er weiß (und weiß, daß ich weiß, daß er weiß), daß ich feststellen kann, daß die Annahme, daß er glaubt, daß q, nötig ist; er hat nichts getan, um mich von der Annahme, daß q, abzuhalten; er will – oder hat zumindest nichts dagegen –, daß ich denke, daß q; und somit hat er impliziert, daß q.«

Beispiele

Ich werde nun ein paar Beispiele geben, die ich in drei Gruppen unterteile.

Gruppe A: Beispiele, bei denen keine Maxime verletzt ist, oder es jedenfalls nicht klar ist, daß eine verletzt ist.

(1) A steht vor einem Auto, das sich offensichtlich nicht mehr von der Stelle rührt; B kommt hinzu, und es kommt zu folgendem Dialog:

A: »Ich habe kein Benzin mehr.«

B: »Um die Ecke ist eine Werkstatt.«

(Anmerkung: B würde der Maxime »Sei relevant« zuwiderhandeln, wenn er nicht dächte oder es für ausgeschlossen hielte, daß die Werkstatt aufhat und Benzin verkauft; mithin impliziert er, daß die Werkstatt zumindest möglicherweise aufhat, und so weiter.)

Anders als im Fall der Bemerkung »Er ist bislang noch nicht ins Gefängnis gekommen« ist die unausgesprochene Verbindung zwischen Bs Bemerkung und As Bemerkung derart offensichtlich, daß man in diesem Beispiel wohl auch dann kaum eine Zuwiderhandlung gegen die Obermaxime der Modalität, »Sei klar«, sehen kann, wenn man diese Obermaxime so deutet, daß sie sich nicht nur darauf bezieht, wie das Gesagte gesagt wird, sondern auch darauf, in welcher Verbindung das Gesagte zu unmittelbar vorausgegangenen Bemerkungen steht. Was diesen Punkt betrifft, ist das nächste Beispiel vielleicht ein bißchen weniger klar:

(2) A: »Smith scheint derzeit keine Freundin zu haben.«

B: »Er war in der letzten Zeit oft in New York.«

B impliziert, daß Smith – möglicherweise – eine Freundin in New York hat (angesichts der für das obige Beispiel gegebenen Anmerkung ist hier keine nötig).

In beiden Beispielen impliziert der Sprecher gerade das, was man ihm als Überzeugung unterstellen muß, um die Annahme aufrechtzuerhalten, daß er die Maxime der Relation beachtet.

Gruppe B: Ein Beispiel, in dem eine Maxime verletzt wird, wo die Verletzung aber durch die Annahme einer Kollision mit einer anderen Maxime zu erklären ist.

A und B sind bei der gemeinsamen Planung einer Reiseroute für einen Urlaub in Frankreich. Beide wissen, daß A seinen Freund C treffen möchte, falls dies keine allzu große Verlängerung der Reise bedeuten würde:

A: »Wo wohnt C?«

B: »Irgendwo in Südfrankreich.«

(Anmerkung: Es gibt keinen Grund für die Annahme, daß B aussteigt; seine Antwort ist, wie er selbst genau weiß, für As Zwecke nicht informativ genug. Diese Zuwiderhandlung gegen die erste Maxime der Quantität läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß es B klar ist, daß er der Maxime der Qualität, »Sage nichts, wofür dir angemessene Belege fehlen«, zuwiderhandeln müßte, um etwas Informativeres zu sagen. Mithin impliziert B, daß er nicht weiß, in welcher Stadt C wohnt.)

Gruppe C: Beispiele mit Ausbeutung, d. h. mit einem Verfahren, mit dem gegen eine Maxime verstoßen wird, um durch so etwas wie eine Redefigur zu einer konversationalen Implikatur zu gelangen.

Obwohl in diesen Beispielen auf der Ebene des Gesagten eine Maxime verletzt ist, darf der Hörer annehmen, daß diese Maxime oder zumindest das umfassende Kooperationsprinzip auf der Ebene des Implizierten beachtet ist.

(1a) *Ein Verstoß gegen die erste Maxime der Quantität.*

A schreibt ein Gutachten über einen Schüler, der sich für eine Stelle als Philosoph beworben hat, und sein Brief lautet folgendermaßen: »Sehr geehrter Herr So-und-so, Herr X spricht ein ausgezeichnetes Deutsch, und sein Besuch der Übungen war regelmäßig. Mit freundlichem Gruß, usw.«.

(Anmerkung: A steigt ganz gewiß nicht aus, denn wenn er nicht kooperativ sein wollte, warum überhaupt schreiben? Er ist auch ganz bestimmt nicht auf Grund mangelnden Wissens außerstande, mehr zu sagen, denn der Betreffende ist ja sein Schüler; überdies weiß er, daß mehr Information erwünscht ist. Demnach muß ihm daran gelegen sein klarzumachen, daß er nicht willens ist, X schlechtzumachen. Diese Annahme läßt sich nur unter der Voraussetzung aufrechterhalten, daß er Herrn X für keinen guten Philosophen hält. Gerade das impliziert er demnach.)

Extremfälle eines Verstoßes gegen die erste Maxime der Quantität sind mit Äußerungen offenkundiger Tautologien gegeben, wie etwa »Frauen sind Frauen« und »Krieg ist Krieg«. Meines Erachtens sind solche Bemerkungen auf der Ebene des – in dem von mir bevorzugten Sinn – Gesagten vollkommen uninformativ und müssen mithin auf dieser Ebene der ersten Maxime der Quantität in jedem Konversationskontext unweigerlich zuwiderlaufen. Auf der Ebene des Implizierten sind sie natürlich informativ; ob der Hörer hinter ihren Informationsgehalt auf dieser Ebene kommt, hängt von seiner Fähigkeit ab zu erklären, warum der Sprecher gerade diese *besondere* offenkundige Tautologie ausgesucht hat.

(1b) *Eine Zuwiderhandlung gegen die zweite Maxime der Quantität, »Gib nicht mehr Information als nötig«, unter der Voraussetzung, daß man so eine Maxime überhaupt zulassen sollte.*

A möchte wissen, ob p, und B gibt nun aus freien Stücken nicht nur die Information, daß p, sondern auch die Information, es sei sicher, daß p, und es gebe die-und-die und solche-und-solche Belege dafür, daß p der Fall ist.

B mag ganz unbeabsichtigt so redselig sein, und wenn A dieser Ansicht ist, weckt dies vielleicht in ihm den Zweifel, ob B tatsäch-

lich so sicher ist, wie er sagt (»Die Dame, wie mich dünkt, gelobt zu viel«³). Aber wenn wir einmal annehmen, daß eine Absicht dahintersteckt, dann wäre das eine sehr verblühte Art, durchblicken zu lassen, daß es bis zu einem gewissen Grad strittig ist, ob p oder nicht. Man kann sich allerdings darüber streiten, ob so eine Implikatur nicht auch mit Rückgriff auf die Maxime der Relation erklärt werden kann, ohne eine vermeintliche zweite Maxime der Quantität in Anspruch zu nehmen.

(2a) *Beispiele, in denen gegen die erste Maxime der Qualität verstoßen wird.*

1. *Ironie.* X, mit dem A bislang sehr eng stand, hat ein Geheimnis As an einen Geschäftsrivalen weiterverraten. Dies ist A und seinem Zuhörer bekannt. A sagt »X ist ein feiner Freund«. (Anmerkung: Es ist A und seinem Zuhörer vollkommen klar, daß A nicht glaubt, was er damit – vorgeblich – gesagt hat; und der Zuhörer weiß, daß A weiß, daß dies dem Zuhörer vollkommen klar ist. Demnach muß A – damit seine Äußerung nicht vollkommen witzlos ist – irgendeine andere Proposition zu übermitteln versucht haben als die, die er anscheinend ausgedrückt hat. Es muß sich dabei um eine offensichtlich damit im Zusammenhang stehende Proposition handeln; die am offensichtlichsten damit im Zusammenhang stehende Proposition ist das Gegenteil dessen, was er vorgeblich ausgedrückt hat.)

2. *Metapher.* Beispiele wie »Du bist die Sahne in meinem Kaffee« enthalten kennzeichnenderweise einen Kategorienfehler; das Gegenteil dessen, was der Sprecher vorgeblich gesagt hat, ist demnach – streng genommen – eine Binsenwahrheit. Das kann es also nicht sein, was er ausdrücken will. Die wahrscheinlichste Vermutung ist, daß der Sprecher seiner Zuhörerin eine Eigenschaft, oder mehrere Eigenschaften, zuschreibt, in denen die Zuhörerin der erwähnten Substanz (bei mehr oder weniger strapazierter Phantasie) ähnlich ist. Metapher und Ironie lassen sich kombinieren, indem man den Hörer durch zwei Stadien der Interpretation schickt. Ich sage »Du bist die Sahne in meinem Kaffee« in der Absicht, daß die Hörerin zunächst zur Metapher-Interpretation »Du bist meine Zierde und Wonne« und dann zur Ironie-Interpretation »Du bist mein Verderben« gelangt.

³ Shakespeare, Hamlet, 3. Akt, 2. Szene; nach der Übersetzung von Schlegel und Tieck. (Anm. d. Übers.)

3. *Litotes.* Jemand hat das gesamte Mobiliar zertrümmert, ein anderer, der dies weiß, sagt »Er war nicht ganz nüchtern«.

4. *Hyperbel.* Jedes nette Mädchen liebt einen Seemann.

(2b) *Beispiele, in denen gegen die zweite Maxime der Qualität, »Sage nichts, wofür Dir angemessene Gründe fehlen«, verstoßen wird,* sind möglicherweise nicht leicht zu finden, aber das folgende scheint so ein Fall zu sein. Ich sage über Xs Frau »Vermutlich ist sie heute abend gerade dabei, ihn zu betrügen«. In geeignetem Kontext, oder mit geeigneter Geste und Tonlage, mag es klar sein, daß ich keinen passenden Grund habe, dies anzunehmen. Mein Gegenüber nimmt – um die Annahme, daß das Konversationspiel immer noch gespielt wird, aufrechtzuerhalten – an, daß es mir um irgendeine verwandte Proposition geht, für die ich tatsächlich vernünftige Gründe habe. Die verwandte Proposition könnte ganz gut sein, daß sie für einen Seitensprung immer mal zu haben ist, oder möglicherweise, daß sie der Typ Mensch ist, der vor so etwas nicht zurückschrecken würde.

(3) *Beispiele, in denen eine Implikatur durch wirkliche – im Gegensatz zu scheinbarer – Verletzung der Maxime der Relation erreicht wird,* sind vielleicht selten, aber das folgende gibt wohl einen guten Kandidaten ab. A sagt auf einem distinguierten Kaffeekränzchen »Frau X ist eine alte Schachtel«. Nach einem Moment entsetzten Schweigens sagt B »Das Wetter war diesen Sommer ganz entzückend, finden Sie nicht auch?«. B lehnt es ganz unverblüht ab, mit dem, was sie sagt, auf As vorausgegangene Bemerkung einzugehen. Damit impliziert sie, daß As Bemerkung nicht erörtert werden soll und, vielleicht auch noch spezieller, daß A sich danebenbenommen hat.

(4) *Beispiele, in denen gegen verschiedene Maximen verstoßen wird, die unter die Obermaxime »Sei klar« fallen.*

(a) *Mehrdeutigkeit.* Wir dürfen nicht vergessen, daß es hier nur um beabsichtigte Mehrdeutigkeit geht, von welcher der Sprecher will oder erwartet, daß der Hörer sie bemerkt. Der Hörer steht vor folgendem Problem: Was veranlaßt den Sprecher – der das Konversationspiel doch noch mitspielt – auf den Umweg einer mehrdeutigen Äußerung zu verfallen? Es gibt Fälle von zweierlei Art:

(a) *Beispiele, wo es, was die Direktheit angeht, zumindest keinen augenfälligen Unterschied zwischen mehreren Äußerungsdeutun-*

gen gibt; keine Deutung ist deutlich subtiler, abweichender, abstruser oder weiterhergeholt als eine andere. Wir könnten Blakes Zeilen nehmen: »Never seek to tell thy love / Love that never told can be«. ⁴ Um die durch den Imperativ hervorgerufenen Komplikationen zu vermeiden, werde ich mich an den verwandten Satz »Von meiner Liebe wollt ich reden / Liebe die niemals gesagt kann sein«. Hier kann es sich um eine doppelte Mehrdeutigkeit handeln. »Meiner Liebe« kann sich sowohl auf einen Gefühlszustand als auch auf einen Gegenstand des Gefühls beziehen, und »Liebe, die niemals gesagt kann sein« kann entweder bedeuten »Liebe, die niemals gesagt werden kann« oder »Liebe, einmal gesagt, kann nicht weiterbestehen«. Teils wegen der Subtilität des Dichters, teils wegen immanenter Belege (die Mehrdeutigkeit wird aufrechterhalten), scheint nur die Annahme übrig zu bleiben, daß die Mehrdeutigkeiten beabsichtigt sind, und daß der Dichter beides übermittelt. Nichtsdestotrotz sagt er keines davon explizit, sondern drückt beides nur aus bzw. legt beides nur nahe (vgl. »Since she [die Natur] pricked thee out for women's pleasure / mine be thy love, and thy love's use their treasure«). ⁵

(β) Beispiele, in denen eine Deutung deutlich indirekter ist als eine andere. Nehmen wir das vielschichtige Beispiel des britischen Generals, der die Stadt Sind eingenommen hatte und die Botschaft »Peccavi« zurückschickte. Die Mehrdeutigkeit (»I have Sind« [Ich habe Sind] / »I have sinned« [Ich habe gesündigt]), die hier im Spiel ist, ist phonematisch und nicht morphematisch; der verwandte Ausdruck selbst ist unzweideutig, aber weil er aus einer dem Sprecher und Hörer fremden Sprache kommt, ist Übersetzung vonnöten, und die Mehrdeutigkeit ist in der Standardübersetzung ins Englische angesiedelt.

Ob die direkte Interpretation (»I have sinned« [Ich habe gesündigt]) nun ausgedrückt wird oder nicht, die indirekte scheint

⁴ *Poetry and Prose of William Blake, Complete in One Volume*, hrsg. von G. Keynes, London ⁴1967, S. 86/87. Dieses Gedicht hat keinen Titel und ist von einem Manuskript, das auf 1793 datiert wird; Paul Grice hat es übrigens für Klavier und Gesang vertont. (Anm. d. Übers.)

⁵ Shakespeare, Sonett 20. Die Mehrdeutigkeit, um die es geht, steckt in »she pricked thee out«; zum einen heißt das bloß »sie hat dich ausersehen (eigentlich: mit einem Kennzeichen versehen)«; da »prick« auch eine Bezeichnung für das Glied des Mannes ist, läßt diese Wendung hier aber noch eine recht drastische Deutung zu. (Anm. d. Übers.)

ganz offensichtlich ausgedrückt zu werden. Es mag Gründe des Stils dafür geben, mit einem Satz nur seine indirekte Deutung auszudrücken, aber es wäre witzlos, und vielleicht auch vom Stil her kritisierbar, sich die Mühe zu machen, einen Ausdruck zu finden, der indirekt ausdrückt, daß p – und damit auch einer Zuhörerschaft die Mühe zu machen, diese Deutung zu finden –, wenn diese Deutung kommunikativ überflüssig wäre. Ob die direkte Deutung ebenfalls ausgedrückt wird, scheint davon abzuhängen, ob diese Annahme mit anderen konversationalen Erfordernissen kollidieren würde – es kommt beispielsweise darauf an, ob sie relevant wäre, ob man dem Sprecher unterstellen könnte, daß er sie akzeptiert, und so weiter. Falls solchen Erfordernissen nicht entsprochen wurde, dann wurde die direkte Interpretation nicht ausgedrückt. Wenn ihnen entsprochen wurde, dann wurde sie ausgedrückt. Hätte man Gründe, vom Schreiber des »Peccavi« anzunehmen, er glaube, irgendeinen Verstoß begangen zu haben – beispielsweise durch seine Eroberung von Sind seine Befehle mißachtet zu haben – und wäre Bezugnahme auf solch einen Verstoß für die der Zuhörerschaft unterstellten Interessen relevant, dann hätte er beide Deutungen ausgedrückt; ansonsten hätte er nur die indirekte ausgedrückt.

(b) *Dunkelheit*. Wie beute ich für die Zwecke der Kommunikation eine absichtliche und offene Verletzung der Forderung aus, ich solle Dunkelheit vermeiden? Wenn das Kooperationsprinzip in Geltung sein soll, dann muß ich offensichtlich wollen, daß mein Partner trotz der Dunkelheit meiner Äußerung versteht, was ich sage. Angenommen, A und B führen ein Gespräch in Anwesenheit eines Dritten, beispielsweise eines Kindes. A mag dann absichtlich dunkel – wiewohl nicht zu dunkel – sein, in der Hoffnung, daß B ihn versteht und der Dritte nicht. Wenn A erwartet, daß B bemerkt, daß A absichtlich dunkel ist, dann liegt es weiterhin auch noch nahe, daß A damit, daß er seinen Gesprächsbeitrag in dieser Weise macht, impliziert, daß der Inhalt der Mitteilung nicht an den Dritten weitergegeben werden soll.

(c) *Mangelnde Kürze oder Bündigkeit*. Man vergleiche die Bemerkungen:

(1) »Frl. X sang »Home sweet home««.

(2) »Frl. X erzeugte eine Lautfolge, die in enger Übereinstimmung mit der Partitur von »Home sweet home« stand.«

Angenommen, ein Kritiker hätte mit Bedacht (2) und nicht (1) geäußert.

(Anmerkung: Warum ist er statt des knappen und beinahe gleichbedeutenden Ausdrucks »sang« auf dieses Gefasel verfallen? Vermutlich um anzuzeigen, daß irgendein entscheidender Unterschied zwischen Frl. Xs Vortrag und solchen Sachen besteht, auf die normalerweise das Wort »singen« angewandt wird. Die nächstliegende Vermutung ist, daß mit Frl. Xs Vortrag irgendetwas ganz schrecklich im argen war. Der Kritiker weiß, daß sich diese Vermutung wahrscheinlich aufdrängt; mithin ist es das, was er impliziert.)

Bislang habe ich nur Fälle betrachtet, in denen bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt wird, daß p, und in denen dies nur kraft spezieller Kontextmerkmale eine Implikatur mit sich bringt. In solchen Fällen – wo man nicht annehmen kann, daß p zu sagen *normalerweise* so eine Implikatur mit sich bringt – möchte ich von spezialisierten konversationalen Implikaturen sprechen. Es gibt aber auch generalisierte konversationale Implikaturen. Manchmal läßt sich von gewissen Wörtern und Wendungen sagen, ihre Verwendung in einer Äußerung bringe normalerweise (in *Abwesenheit* besonderer Umstände) die-und-die Implikatur bzw. Sorte von Implikatur mit sich. Unstrittige Beispiele sind vielleicht schwer zu finden, weil es ja allzu einfach ist, eine generalisierte konversationale Implikatur so zu behandeln, als wäre sie eine konventionale Implikatur. Ich stelle ein hoffentlich einigermaßen unstrittiges Beispiel vor.

Wer einen Satz der Form »X trifft sich heute abend mit einer Frau« verwendet, impliziert normalerweise, daß es sich bei der Frau nicht um Xs Ehefrau, Mutter, Schwester oder vielleicht sogar enge platonische Freundin handelt. Ganz ähnlich wäre mein Hörer, wenn ich zu ihm sagte »X ging gestern in ein Haus und fand drinnen eine Schildkröte«, normalerweise überrascht, wenn sich ein bißchen später herausstellte, daß es sich dabei um Xs eigenes Haus gehandelt hat. Ähnliches ließe sich unter Verwendung der Ausdrücke »ein Garten«, »ein Auto«, »ein Institut« usw. erreichen. In manchen Fällen läge allerdings keine solche Implikatur vor (»Ich habe den ganzen Morgen in einem Auto gegessen«) und manchmal eine umgekehrte Implikatur (»Ich habe letztes Jahr eine Sonnenbrille verloren«). Man hätte wohl nicht viel für einen

Philosophen übrig, der für den Ausdruck »ein X« drei Bedeutungen ansetzte: eine, in der er etwa bedeutet »etwas, das die das Wort ›X‹ definierenden Bedingungen erfüllt«; eine andere, in der er ungefähr bedeutet »ein X (im ersten Sinn), das in einer nur abgelegenen Beziehung irgendeiner Art zu einer durch den Kontext kenntlich gemachten Person steht«; und eine noch andere, in der er bedeutet »ein X (im ersten Sinn), das in einer engen Beziehung irgendeiner Art zu einer durch den Kontext kenntlich gemachten Person steht«. Eine Darstellung nach dem folgenden Schema (das natürlich in den Einzelheiten inkorrekt sein mag) wäre uns doch wohl viel lieber: Wird durch die Verwendung der Ausdrucksform »ein X« impliziert, daß der oder das X nicht zu einer bestimmbar Person gehört und auch ansonsten nicht eng mit ihr zusammenhängt, so rührt die Implikatur daher, daß der Sprecher nicht konkret war, wo man es von ihm hätte erwarten können; deshalb wird leicht die Annahme entstehen, daß er gar nicht in der Lage ist, konkret zu sein. Dies ist eine vertraute Implikatur-Situation und läßt sich – aus dem einen oder andern Grund – als Nichterfüllung der Maxime der Quantität klassifizieren. Die einzig schwierige Frage ist: Warum sollten wir unabhängig davon, was wir über die einzelnen Äußerungskontexte wissen, unterstellen, daß eine Angabe darüber von Interesse ist, ob die Verbindung zu einer bestimmten Person bzw. einem bestimmten Gegenstand und einer weiteren – in der Äußerung erwähnten oder durch sie kenntlich gemachten – Person entfernt oder eng ist? Die Antwort muß im Umkreis des Folgenden liegen: Wenn eine Person mit Sachen oder anderen Personen interagiert, zu denen sie in enger Verbindung steht, so ist das häufig hinsichtlich der Begleitumstände und Auswirkungen etwas ganz anderes als wenn sie in Interaktionen derselben Art mit Personen oder Sachen verstrickt ist, zu denen sie in nur entfernter Verbindung steht. Wenn ich beispielsweise in *meinem* Dach ein Loch entdeckte, so hat das vermutlich ganz andere Begleitumstände und Auswirkungen, als wenn ich eines bei jemand anderem im Dach entdeckte. Informationen gibt man – wie Geld – häufig, ohne zu wissen, was der Empfänger damit wird anfangen wollen. Wenn jemandem von einer Interaktion berichtet wird, so wird er bei weiterer Überlegung wahrscheinlich auf weitere Fragen kommen, die der Sprecher vorab nicht im einzelnen kennen konnte. Wenn die passende Angabe (etwa über die

Art der Beziehung des Interagierenden) den Hörer mit einiger Sicherheit in die Lage versetzt, sich allerlei solche Fragen selbst zu beantworten, dann ist zu unterstellen, daß der Sprecher diese Angabe in seine Bemerkung hineinnehmen sollte; andernfalls ist es nicht zu unterstellen.

Zum Schluß können wir nun zeigen, daß konversationale Implikatur als solche gewisse Merkmale besitzen muß:

1. Wenn man eine konversationale Implikatur vermutet, muß man zumindest das Kooperationsprinzip für beachtet halten, und der Beachtung dieses Prinzips kann man sich durch Aussteigen entziehen. Mithin kann eine generalisierte konversationale Implikatur in einem Einzelfall storniert werden. Dies kann explizit geschehen – durch Hinzufügung einer Klausel, mit der gesagt oder zu verstehen gegeben wird, daß der Sprecher ausgestiegen ist. Eine generalisierte konversationale Implikatur kann aber auch kontextuell storniert werden, wenn der Äußerungsbestandteil, der gewöhnlich die Implikatur mit sich bringt, in einem Kontext verwandt wird, der klarmacht, daß der Sprecher aussteigt.

2. Insofern der Schluß auf das Vorliegen einer bestimmten konversationalen Implikatur neben Informationen über Kontext und Hintergrund nur Wissen darüber erfordert, was gesagt wurde (oder worauf der Sprecher mit der Äußerung konventional festgelegt ist), und insofern es für diesen Schluß keine Rolle spielt, wie der Sprecher sich ausgedrückt hat, läßt sich dasselbe nicht solchermaßen anders sagen, daß die fragliche Implikatur einfach wegfällt – es sei denn, irgendein spezielles Merkmal der ursprünglichen Fassung ist selbst (kraft einer Maxime der Modalität) für die Bestimmung der Implikatur relevant. Wenn wir das als *Unabtrennbarkeit* bezeichnen, so ist zu vermuten, daß eine generalisierte konversationale Implikatur im Gefolge einer geläufigen, unspezifischen Ausdrucksweise ein hohes Maß an Unabtrennbarkeit hat.

3. Ohne es ganz genau zu nehmen: Weil der Schluß auf das Vorliegen einer konversationalen Implikatur bereits vorhandene Kenntnis der konventionalen Rolle desjenigen Ausdrucks der Äußerung voraussetzt, der die Implikatur nach sich zieht, wird ein konversationales Implikat nicht in die ursprüngliche Angabe der konventionalen Rolle des Ausdrucks gehören. Obwohl es für etwas, das sozusagen als konversationale Implikatur zur Welt

kommt, nicht unbedingt ausgeschlossen ist, konventionalisiert zu werden, bedürfte es doch besonderer Rechtfertigung, um in einem gegebenen Fall anzunehmen, daß es sich so verhält. Konversationale Implikate gehören – zumindest anfangs – nicht zur Bedeutung der Ausdrücke, an deren Verwendung sie geknüpft sind.

4. Die Wahrheit des Gesagten bedingt nicht die Wahrheit des konversationalen Implikats (das Gesagte mag wahr sein – das Implizierte falsch); der Träger der Implikatur ist daher nicht das Gesagte, sondern nur das Sagen des Gesagten, bzw. das »Es-mal-so-Sagen«.

5. Hinter eine konversationale Implikatur zu kommen, heißt, auf das zu kommen, was zur Aufrechterhaltung der Annahme, daß das Kooperationsprinzip beachtet ist, unterstellt werden muß. Mehrere verschiedene Einzelerklärungen können möglich sein; deren Liste mag offen sein. In solchen Fällen wird das konversationale Implikat daher eine Disjunktion solcher Erklärungen sein, und wenn deren Liste offen ist, so wird das Implikat gerade die Art von Unbestimmtheit haben, die viele wirkliche Implikate offenbar in der Tat besitzen.